

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1924**

342 (19.8.1924) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

## Rascha.

Erzählung von Max Dautsch.

Zu dem kammerartigen Raum waren die Gegenstände kaum noch zu erkennen. Die Dämmerung zwangte ihren letzten grauen Schichten durch das niedrige Fenster des armenigen Bauernstübchens. In der dunkelsten Ecke hockte auf einem alten Schemel die alte Petruschka. Ihr gegenüber ihr Enkelkind, die Rascha. Die „schöne Rascha“, wie man sie im Dorfe nannte. Das Mädchen hielt sein Gesicht in den Händen vergraben, das fleischfarbene Haar hing wirr um den Kopf herum, der schlanke Körper erbebt unter zeitweiligem Jucken.

„Noch einmal wach' ich dich, Rascha, laß ab um dem Bronislau, ihr paßt nicht zusammen!“ „Ich kann nicht, Großmutter, ich kann nicht!“ „Du mußt können, nimm dich in acht, du gehst ins Unglück!“

„Wenn ich umkomme — ich kann nicht mehr von ihm lassen!“

„Was?“ fuhr die rauhe Stimme der Alten auf, „so weit bist du schon! Gaben das deine Eltern um dich verdient! Sei gescheit, besorge was ich dir sage. Der Bronislau Wastliwskij ist ein reicher Burich, der heiratet kein armes Mädchen, das nichts weiter hat als ein hübsches Gesicht. Aber er nimmt das Gute, wo er es findet, mein Kindchen! Dort das Geld und hier die Schönheit und die Tugend! Daß du aber nur gleich alles weicht, mein Herchen, der Bronislau Wastliwskij ist schon heimlich verheiratet mit der reichen Bozena Dertowicz vom Nachbargehöft —“

Rascha schnehte auf wie von einer Biber geachtet. Das losgelöste Haar fiel in dichten Massen über die Schultern, in den hochschwarzen Augen sprang ein wildes Feuer auf.

„Du läst, Alte, du läst!“

„Ein falter Wind traf die Erregte. „Du wirst dich bald von der Wahrheit überzeugen.“

„Bald? Heute noch, noch in dieser Stunde werde ich erfahren, wer mich hintergeht!“ Rascha reichte sich hoch auf, ihre Gestalt schien aus dem engen Raum herauszuwachsen zu wollen. Sie schlug ein großes, buntes Tuch um den Kopf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Die alte Petruschka vertrat ihr den Weg.

„Wohin?“

„Das mich, jag' ich dir!“

„Oder bleibst du!“

„Nach' Platz!“

Die knorrigen Finger der weiterharten Petruschka spannten sich aber wie Eisenzangen um das junge weiche Geleit.

Die beiden Frauen rangen miteinander. Doch die jugendliche Kraft siegte, und schweremend stürzte Rascha zur Tür hinaus.

Sie eilte die schmale, schmutzige Dorfstraße hinab, nach der Mitte zu, wo sich die beiden Gehöfte befanden. Das des alten Wastliwskij, in dem der junge Bronislau wohnte, lag in Nacht und Schwärze geküllt. Finster schob es sich vor den übrigen Häusern aus dem ringsum herrschenden Dunkel hervor.

Rascha bemerke unwillkürlich den Schritt. Die geschwärmten Mauern, das überhängende, drohende Dach erstarrten ihr wie ein dickeres Gestein, eine Warnung. Sie beugte sich, an dem unheimlichen Hause vorbeizukommen, und ging auf das Dertowiczsche zu, das sich von jenem hinsichtlich der alten Bauart aus Holz, Lehm und Stroh kaum unterschied. Ein heller Lichtschimmer, der seinen Reflex auf die Gasse warf, verließ dem Bau indes in diesem Augenblick ein angenehmes Aussehen.

Es war wohl die einzige Lampe, die im Dorfe brannte.

Die meisten Bewohner gebrauchten nur ein Talglätt, das zwar einen sehr scharfen Schein um sich verbreitete, dafür aber auch nicht viel leuchtete. In verschiedenen, nur mannshohen Säulern, in denen die Armut noch größer war, konnte man auch das nicht einmal. Dort richtete man sich nach der Sonne, die allerdings diese

Armen auch nicht mit überreichen Gaben verwöhnte.

Rascha trat langsam und geräuschlos dicht an das Haus heran. Atemlos lauschte sie. Aber keine Stimme, kein Laut drang aus dem Innern heraus. Ihr Herz hämmerte zum Berspringen. Ihr heißes Blut pulsierte fieberhaft. Zu den quälenden Zweifeln des liebenden Mädchens gefüllten sich die Neugierde und Eifersucht des argwöhnischen Weibes. Sie duckte sich nieder wie eine Kage, schlich, vorsichtig den Lichtkreis vermeidend, von der Seite bis an das niedrig gelegene Fenster und warf, langsam den Kopf hebend, einen spähenden Blick durch die Scheiben. Was sie aber dort drinnen sah, konnte sie nur entsetzt, nicht befriedigt. Nur der alte Dertowicz sah rauchend und die Zeitung lesend am Tisch, sonst war niemand zu sehen. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte Rascha auf jedes Geräusch, ein eigenes Gefühl hielt ihre Füße wie festgebannet. Lange Minuten verharrte sie regungslos. Aber in ihrem Innern wuchs die Unruhe mit der Zeit. Es war ihr klar, daß Bronislau — wenn die alte Petruschka recht hatte — doch nicht jeden Abend hier im Hause sein würde. Und dennoch hielt es sie mit dämonischer Gewalt hier fest. Rascha war kein gewöhnliches Mädchen. Wenn auch arm und unbekannt, so rollte in ihren Adern doch das Blut einer stolzen Polin, die nichts vergißt, nichts versetzt. Ihr einziges Gut war ihre Ehre. Und die hand jetzt auf dem Spiel.

Gewandt und lautlos, wie sie gekommen, glitt Rascha endlich vom Fenster fort. Aber erst, nachdem sie mit ihren durchdringenden Falkenaugen noch den kleinen Garten durchsucht, keine Ecke, keinen Winkel unberücksichtigt gelassen, setzte sie dem Haus den Rücken und wandte sich nunmehr dem Wastliwskischen Gehöft zu. Sie schritt einen schmalen Feldweg entlang, der hinter den Gehöften an einem schwarzen jümpfigen Teich vorbei bis ziemlich zu ihrem Häuschen hinlief. Sie hatte diesen Pfad immer benutzt, wenn sie mit dem Bronislau im väterlichen Garten heimliche Zusammenkünfte gehabt. Jetzt stand sie an der niedrigen Umzäunung und spähte nach der kleinen, hölzernen Bank hinüber. Dort hatte sie manch' schöne stille Stunde verbracht. Doch, was war das? Rascha glanzte sich von ihren Augen getäuscht und klangte sich aufs äußerste an. Jetzt kreiste ein fahler Schein des hinter Wolken verblässenen Mondes die Stelle, und in dem bläulichen Licht glaubte sie deutlich zwei Gestalten sich bewegen zu sehen. Bronislau und Bozena! Ihre Sinne verwirrten sich. Jörn, Schmerz und Verzweiflung brachten ihr Blut zum Sieden. Blühschnell schwang sie sich über den Zaun und stürzte auf die Bank zu. Aber mit einem leisen Aufschrei sank sie vor ihr nieder. Der Pfad war leer, das Trugbild ihrer überhitzten Phantasie verschwunden.

Unmüßig machte die gewaltige Erregung einer völligen Erschlaffung Platz. Rascha richtete sich mühsam auf. Ein Fieberfieber durchrieselte ihren Körper. Sie dachte über das eben Durchlebte nach. Welch köstliches Mädchen war sie! Als ob das Herz mit dem Golde je ein Bündnis geschlossen hätte!

Da legte sich schwer eine Hand auf ihre Schulter. Bestürzt fuhr Rascha empor. Vor ihr stand Bronislau.

Sie sah ihn starr an. Wie eine Erscheinung.

„Also doch! Es ist wahr! O, ich Unglückliche!“ wehlagte sie dann und verhallte ihr Gesicht.

Der Burische blickte verständnislos auf sie nieder.

„Was ist passiert? Was hast du, Rascha?“

„Was passiert ist? Du spielst deine Rolle gut, Burische! Aber ich werde dir die Maske vom Gesicht reißen. Wo ist die Dirn? Sag's!“

Bronislau trat erschrocken einen Schritt zurück. Er war gewiß kein Hahnenfuß, in diesem Augenblick fühlte er sich aber doch etwas bekommen. Vor ihm stand eine vor Erregung zitternde Gestalt, deren bleiches Antlitz in dem

dünnen weißlichen Mondlicht noch geisterhafter erschien. Zwei funkelnde Augen glühten ihm aus diesem Gesicht entgegen, und das in die Stirn quellende geschwollene Haar erhobte noch den lurchleinschließenden Eindrud.

„Rascha!“ Das war alles, was der Burische mühsam hervorbringen vermochte. Dann suchte er die Hand des Mädchens zu ergreifen. Sie wehrte bestig ab. „Nähr' mich nicht an, jag' ich dir, dein Atem vergiftet mich!“

Sie trat dicht an Bronislau heran, und ihre Augen bohrten sich in die seinen: „Und ein Unglück gib's, ein Unglück, wenn ich dich und die Bozena nochmals überroffe!“

Rascha hatte in der Erregung ihr Kopftuch fallen lassen. Das aufgelöste, lang herabfallende Haar ließ ihr Aussehen noch dämonischer erscheinen, und wie sie mit drohend erhobener Hand und sprühenden Augen vor ihm stand, glitt sie einer der Erde entfliegenden Erinnerung. Bronislau erbebt an ganzen Körper. Er hatte kein reines Gewissen. Die Geschichte mit der Bozena stimmte. Sein Vater und der alte Dertowicz hatten den Kontrakt bereits geschlossen, und er mußte Ja und Amen dazu sagen, wollte er nicht von Haus und Hof vertrieben werden und das reiche Erbe der Stiefmutter zukommen lassen. Das durfte um seine Seligkeit nicht geschehen. Aber gab er der Rascha den Kaufpaß. Das Mädchen würde sich sicher auch bald beruhigen, und wenn er ihm eine anhängige Abfindungssumme zukommen ließ, ihn bald vergessen. Dieser Rascha freilich, die da vor ihm stand, durfte er jetzt mit solchen Dingen nicht kommen. Da hieß es, zu janksten Mitteln greifen. Hierbei kam ihm der Umstand sehr zu nütze, daß Rascha sich tatsächlich getäuscht und er erst durch ihren Aufschrei aus dem Gehöft gelockt worden war. Seinen eindringlichen Reden gelang es denn auch schließlich, das Mädchen wieder umzustimmen und ganz zu beruhigen.

Er sah ihr nach, wie sie leichten Fußes, sich wieder und wieder nach ihm umwendend, ihrem Häuschen zuellte. Dann ließ er sich auf die vereinigte Bank nieder und harrete lange in dumpfer Verfunkenheit vor sich hin.

In dem kleinen, armen Häuschen am Dorfe wirt das Talglätt einen flackernden, düsteren Schein auf zwei einsame Menschen. Im Bett liegt die „schöne Rascha“ mit brennend-roten Wangen und siebergelängenden Augen. Neben ihr hockt die alte Petruschka. Sie legt kühlende Umschläge auf Stirn und Brust. Der Sturm rüttelt an dem lockeren Fenster und pfeift und heult. Vom Dorfe her dringen, vom Wind getragen, abgerissene Töne, Musik und Jauchzen.

In der kleinen Stube ist's totenstill.

Da wendet die Fieberkranke, die seit einer halben Stunde regungslos dagelegen, den Kopf und horcht auf: „Hörst du's, Großmutter?“

„Was, mein Kindchen?“

„Hörst du's, sie blasen, sie feiern Hochzeit!“

„Das ist nur der Wind, mein Herz, laß nur und schlaf weiter —“

„Nein, Großmutter, das sind sie, sie rufen mich, ich soll kommen!“

„Du hast nur geträumt, Rascha!“

„Nein, nein, ich träume nicht. Ich höre sie ganz deutlich. Ich sehe sie auch, Großmutter. Sie winken mir zu, sie schwingen die Hochzeitsfackeln. Ach, wie schön, wie hell das ist! Wie das leuchtet und brennt, wie das brennt! Sieh doch, Großmutterchen, sieh!“

Die alte Petruschka drückte sanft und beruhigend die erhobene Hand der Kranken nieder.

Wieder herrscht tiefe Stille in dem kleinen Raum. Deutlicher dringen die Klänge der Musik und die Jauchzer vom Dorfe herauf. Der Wind bläst durch die Fensterlücken, unruhig klingelt die kleine Flamme des Talglätts hin und her. Aber auch in den Augen der Kranken beginnt es unruhig aufzuschlagen. Das ist nicht mehr der ängstlich, irrende Blick der Fiebernden. Dieses wild auslosende Fieber kündigt

einen unheimlichen Entschluß an. Bange Minuten vergehen. Die alte Petruschka ist müde geworden und läßt den Kopf sinken.

„Geh zu Bett, Großmutter, ich werde auch schlafen!“

Die alte Frau überzeugt sich, daß ihr Enkelkind vorläufig keine Aufwartung mehr braucht, löst das Licht u. legt sich angelehnt auf ihr Bett.

„Großmutter, schlafst du auch?“ läßt sich Rascha nach einer Weile hören. Es erfolgt keine Antwort. Aber noch einmal schallt dieselbe Frage durch den finsternen Raum. Dann erhebt sich Rascha blühschnell und geräuschlos und kleidet sich eilig an. Mit einem letzten Blick auf das Bett der alten Petruschka verläßt sie lautlos das Haus. Sie hat sich nicht verummmt, dennoch schaudert sie bestig zusammen, als sie in die kalte Nachtluft hinausstritt. Wöllige Dunkelheit umgibt sie, aber ihr sicherer Fuß findet bald den gewohnten Pfad hinter den Gehöften.

Raum ein Vierteljahr ist seit jenem Abend vergangen, als sie auf diesem Feldweg heimkehrte, glücklich und zufrieden. Was hatte sie inzwischen erdulden müssen! Sie konnte es nicht glauben, daß er eine andere heimführen würde. Sie hatte gewarnt und gehofft bis zum letzten Augenblick, bis der Hochzeitstag sie heute mittag besuchte. Ein rasender Schmerz packte sie und warf sie aufs Krankenbett. Doch der Gedanke der Rache ihrer in den Schmutz gezogenen Ehre hatte sie nicht einen Augenblick verlassen, ja, ihr wieder Kraft gegeben, sich vom Krankenbett zu erheben. Jetzt fühlte sie es wieder in ihren Adern rollen und kräftig pulseren, das heiße Blut! Sie will es denen dort unten im Dorfe zeigen, daß sie nicht vom Schlage jener schwachen Geschöpfe ist, die man ungestraft ausnützt und dann von sich wirft. Sie wird sich nun selbst zu Gasten laden bei dem großen Freudenmahle, und ein Hochzeitsgast wird sie sein, ein toller, wilder Hochzeitsgast! — Haha! Sie läßt ein kurzes, scharfes Lachen aus. Dann bleibt sie erschrocken stehen. Sie hat gar nicht bemerkt, daß sie bereits in unmittelbarer Nähe des Fehthauses gelangt ist. Vorsichtig tritt sie unter dem Schutze der Dunkelheit in den Hof und blickt forschend um sich. Die hintere Haustür steht halb offen, und durch den Spalt sieht sie auf dem Herd in der Küche ein verkommendes Feuer glühen. Sie schleicht sich langsam heran. Es bemerkt sie niemand. Alles ist drinnen in den Stuben, dem Gemach hingeegeben. Mit einem Sprunge ist Rascha am Herd. Ihre Augen funkeln, sie zittert am ganzen Körper. Sie streckt die Hand aus. Sie zaudert. Da, ein Geräusch von Schritten. Blühschnell ergreift sie ein brennendes Schelt und stürzt hinaus. Draußen freischt die Fackel, dunnf brummt der Pfad dazu, und die Burischen und Drinen jodeln und hüpfen. Sinuslos vor Freude. Tief in einem Winkel gedrückt, steht Rascha im Dunkel des Hofes. Sie blickt mit starren Augen auf das glimmende Schelt, das ihre Hand krampfhaft umschlossen hält. Sie steht zu dem Strohdach hinauf. Ein Wurf! Und dann hinein in den wirbelnden, rauschenden Totentanz; den alle, alle da drinnen mitanzusehen müßten. Alle, alle! Auch er! Sie würde ihn festhalten, mit eisernen Armen umfassen, bis die Trümmer sie begraben und die Flammen sie verzehren, zusammengescheitert für alle Ewigkeit!

Oder sollte sie ihn allein mit den anderen vernichten und sich selbst in Sicherheit bringen? Wer würde sie erfahren, daß sie den roten Haß auf's Dach geleitet!

Sollte sie ihn töten? War er wirklich der Schuldige? Verdienten nicht eher die anderen, die Buhlen und ihre Gevatterschaft das Schicksal? Sie hatte ihn doch mehr als ihr Leben geliebt — — — liebte ihn noch. — — —

Sie kämpfte einen schweren Kampf. Dann entgelteit langsam das brennende Holz ihren Händen, und wie im Traum schwankte sie zum Hofe hinaus. Zimmer schriller wird drinnen im Hause die Musik, immer toller der Jubel. Immer einsamer und dunkler der Weg der „schönen Rascha“.

## Wie ich Gold machte.

Von Richard Nieh.

Die Dalespflanze im Lebensgärtlein hat einen eisernen Stengel und ist schwer auszuheben. Man hilft sich bisweilen, um sie zu verjagen, mit Flugen, wenn nicht gar siebenschichten Entwürfen, die man ringsum ins Erdreich steckt, auf daß sie die Wurzel des Dalles (pleistia communis) angreifen und zum Absterben zwingen. Aber meistens gehen diese Kräfte nicht recht in die Tiefe, sondern schießen über der Oberfläche äppig ins Grün, und die Dalespflanze wächst und wächst und kriegt einen Grundrost wie die Sonnenblume, sieht aus wie eitel Gold, kann aber beim besten Willen nicht ausgegraben und verfilbert werden.

Solcher Art ist die Dalespflanze und es fällt schwer, von ihr zu poeisch zu reden. Ich werde daher — aus begründeten Gründen sehr nüchtern — weiter erzählen, wie ich meinen Dalles bekämpfte wollte. Denn — eines Tages trat meine Gattin an mich heran, hielt einen Zeitungsauschnitt in ihrer Rechten und sagte, das neue Kottum sei nun fällig, koste es was es wolle. Wofür wir denn sieben Thermometer bräuchten?

„Um dein Fieber zu messen, Geliebte!“ erwiderte ich. „Dieser Sommer ist recht heiß und geeignet, Wahinden auszubrüten.“

„Dann ist das wohl auch so eine ‚Wahndee‘ von mir, daß man jetzt Gold machen kann? Gold aus Dalesfilber?“

„Gold aus Dalesfilber? Gold gab ich für Papiermark. Sollte Dalesfilber jetzt Gold geben? Sei her.“

Sie zeigte her und ich las. Das die Entdeckung des Geheimnisses Methe. Es war um den Ersten herum und der Name des Erfinders wachte in mir Zwangsvorstellungen. Nämlich die Vorstellung vom bald eintreffenden Zwana, wenn ich die nun wieder fällig werdende Methe nicht werde

zahlen können. . . Gold aus Dalesfilber? Und wie einfach: man brauchte bloß die Dalesfilberatome zu zertrümmern und konnte sich bedienen. Unglaublich, aber gedruckt. Und was gedruckt ist, ist hier und da nicht erlogen.

Meine Frau überließ mich meinem Eblumen und als sie wiederkam, hielt sie alle sieben Thermometer in ihrer Hand. „Wir haben Glück“, sagte sie. „Deute sind vierzig Grad im Schatten. Da ist das Dalesfilber sehr ergiebig. Da . . . zertrümmere!“

Ich zertrümmerte also die Thermometer, besam ein paar Glasstücker in den Sandbällen, fühlte mich aber nichtsdestoweniger ungefähr als Zeus. Er war der Wolkensammer, ich der Atomzertrümmerer. Und was den „Goldregen“ betrifft, wußt ich ihm gleich. „Na erlaube mal. „Anterheb dich!“ sagte meine mathematisch hochgebildete Frau. „Ich hab keine Lust, eine zweite Hera zu werden“ (wobei sie ausnahmsweise nicht das Dalesfingerringvermeinte, sondern die oft betrogene jünonische Göttin. . .).

Der geneigte Leser merkt, daß ich mich um die Fortsetzung dieser Geschichte herumdrücke. Ich hätte mich nämlich gern auch um das Goldmachen herumgedrückt, das Material war etwas spröde: Taufendundeine silberne, quecksilberne Angel von Stenundekapselgröße lag und rollte vor mir. „Methe, hilf!“ rief ich und setzte das forsbare Zeug zusammen. „Du sollst doch nicht zusammenfügen, sondern zertrümmern!“ sagte meine Frau. „So ein Mann ist doch zu nichts zu gebrauchen. Nicht mal, das bisshen Goldmachen kann er.“

„Schön!“ sagte ich. „Ich werde also zertrümmern. Hol mal den Hammer!“

Sie holte den Hammer und brachte als vorsichtige Dalesfrau auch gleich die Art mit. „In Gottesnamen!“ Ich trat einen Schritt zurück und schwang das Beil.

„Halt!“ schrie meine Frau. „Ich hab noch eine Idee!“ Die Art wurde wieder friedlich.

„Die Art im Haus erparst den Zertrümmermann“ sagte ich leichtsin.

„Am Himmelswillen“ rief meine Frau, die inzwischen zurückgekommen war. „Du sollst hier nicht gefreicht sein. Du schreibst hier kein Feuerleit, sondern willst Gold machen.“

„Du hast recht, mein Kind, wer Gold machen will, der soll nicht Feuerleitons schreiben. Was aber gilt das Pfand in deiner Hand?“

„Es ist kein Pfand, sondern ein Dukaten, Meines Großvaters Firmungsdukaten.“

Er war es. Ich betrachtete ihn voller Achtung. Meine Frau hatte ihn bisher „verlegt“ gehabt, wahrscheinlich, um der Verführung zu trotzen, ihn zu — verlegen.

„Metall nicht Metall an. Ich werde ihn neben das Dalesfilber legen. Sol Und nun — zertrümmere.“

Und ich zertrümmerte: mein Tintenfaß, einen Patentbleistift und eine unzerbrechliche Menschenfale. Das Dalesfilber aber schien ein quecksilbernes Lachen aufzukleben und rollte von dannen.

„So geht es nicht. So erwisch ich die Atome im Leben nicht. Man müßte das Dalesfilber pressen. . . zwischen breiten Druckflächen, damit's nicht entweichen kann. . . vielleicht in einer Kopierpresse oder so.“

„Oder so. Das ist das Richtige. Oder so. . . das wollen wir.“

Das wollen wir. Aber ohne Kopierpresse? Woher nehmen und nicht zuvor Gold gemacht haben? „Halt ich hab!“

Ich hatte es.

„Ich selber. . . werde. . . ich selber mit meinem Lebeweight werde Presse spielen. Ich werde das Dalesfilber der Windt meines wuchtigsten Körvertelles aussetzen. Es muß hin werden.“

Wir legten unter mangelnder Maß' das Dalesfilber auf einen harten Stuhl. Dann stellte sich die Familie um mich herum. Ich nahm Anlauf. Natürlich rückwärts. Zweimal fiel ich dabei über den Teppich. Am Golde hängt . . . nach Golde drängt . . . doch alles . . . Anlauf. Vost!!!

Nun sah ich auf dem harten Stuhle.

Gold . . . Gold . . .

Ich erhob mich äbgernd. Und lauerte dann vor den Stuhl. Und meine Frau bewachte die andere Seite. Da lag das Gold. In der Tat: Gold. Nämlich der großväterliche Firmungsdukaten. Und: ein paar Dalesfilberfingerringe.

In diesem Tage zertrümmerte ich nicht weiter. Dieß das Dalesfilber wo es war und wanderte ins Café. Dort ist seit manzanz Jahren (natürlich in gewissen Abständen) Dr. Spinn und arbeitet an einem sicheren System zur Erzeugung der Bank von Ronie. Vielleicht . . . vielleicht . . . Man kann so und soviel Gold machen.

Als ich heimkehrte, da fand ich das Dalesfilber noch so, wie ich es verlassen hatte. Nur . . . Dieß Himmel . . . der Dukate . . . Weg!!! Das Dalesfilber hatte den Dukaten gestressen. Methe's Theorie ist falsch. Umgekehrt wird ein Schuh draus: Dalesfilber erzeugt nicht Gold, nein! Dalesfilber frisst Gold!!!

Ich hab's meiner Frau nicht gesagt. Ich bin schon genug beschimpft worden.

Unterwegs bin ich dann wieder ins Zimmer gegangen, traurig und verstimmt. Und da erlebte ich die neue Liebersehung: mein Goldstück war nicht nur gestressen — es war bereits auch verdaut worden. Es hatte sich an ihm das Schicksal so manchen Goldes vollzogen: es war zu — Papier geworden! Ich trat näher und las: es war ein Veresschein. Auf den Namen meiner Frau. Gegenstand: eine goldene Münze.

So hat denn meine Frau selber Gold gemacht. Wenn auch zu neun Prozent Monatszins . . .

